

(Nachdruck verboten.)

22]

Die Fanzare.

Roman von Fritz Mauthner.

Richard hatte die Gedanken an Johanna zu verbannen gesucht, aber während er jetzt auf einem dicken Teppich zwischen grünen Blattpflanzen die hellerleuchteten Treppen emporstieg, las er im Geiste wieder ihren Brief. Aller Lugus, der ihm eben erst so begehrenswert, so menschenwürdig erschienen war, wurde plötzlich zum Vorwurf, da er ihn sah und Johannas gedenken mußte. Im Vorzimmer hingen so viele Pelze. Wer weiß, ob Johanna in ihrem Wollkleide nicht fror!

Im großen Saal empfing ihn Leontine inmitten der Gäste. Es waren kaum zweimal so viel harmlos dankbare Zuhörer eingeladen als Fachleute und Künstler. Mit den Gatten und Gattinnen der letzteren und mit den einflussreichsten Musikrecensenten stieg die Zahl der Personen kaum auf fünfzig.

Leontine hatte für diese Gesellschaft einen klugen Doppelschlag ausgeführt. Der Schwager des verstorbenen Kommerzienrats Piterfen, der Vorfenmakler Jakubowski, hatte seit ihrer Verheiratung das Haus in der Tiergartenstraße nicht wieder betreten. Er hatte wohl ernsthafte Gründe zur Feindschaft gegen Leontine.

Sein Fernbleiben hatte ihr in den Augen ihrer nächsten Bekannten geschadet, und noch mehr hatte sie seine böse Zunge gefürchtet. Dieser selbe Jakubowski genoß in der musikalischen Welt Berlins ein ungewöhnliches Ansehen. Ohne selbst als Komponist oder Virtuose thätig zu sein, war er weit über die Börse hinaus ein musikalisches Orakel. Ihn für Richard Mettmann zu gewinnen war eine wichtige Aufgabe, um so mehr als Jakubowski der eigentliche Besitzer der einzigen musikalischen Wochenschrift und der beste Freund ihres Herausgebers war. Es traf sich glücklich, daß Jakubowski am Begräbnistage des Kommerzienrats sich ihr freundlich genähert und ihr ein paar wohlwollende Worte gesagt hatte.

Es hatte eben nicht freundlich geklungen: „Die herzlichste Frau kann doch die beste Krankenwärterin sein. Sie haben als Pflegerin meines Schwagers seinen Namen tadellos geführt. Ich danke Ihnen dafür!“ Aber es war doch eine Annäherung gewesen. Und Leontine wußte die künstlerische Neugier Jakubowskis durch gemeinsame Bekannte so lebhaft rege zu machen, daß er schließlich sein Erscheinen in dem Hause zusagte, aus welchem ihn einst das Eindringen Leontinens vertrieben hatte.

Nun bildete er mit Doktor Hinzmann, dem Herausgeber der Wochenschrift, den geistigen Mittelpunkt der Gesellschaft. Vor der künstlerischen Strenge Hinzmanns und vor der kritischen Bosheit Jakubowskis war schon mancher aufgehende Stern rasch wieder verblaßt. Richards künstlerischer Erfolg war gesichert, wenn er vor diesen beiden Männern bestand.

Leontine zweifelte gar nicht daran, daß das schließliche Urteil in der freien Wahl des Herrn lag. Nicht unsonst waren auf ihren Rat die Frauenpartien den schönsten Sängern der Stadt zugeteilt worden, Bariton und Tenor unter den Gatten der schönsten Frauen ausgesucht. Die Künstlergruppe gewährte in der That einen entzückenden Anblick. Und das Diner konnte der Stimmung auch nicht schaden. Jakubowski war nicht unempfindlich für einen auserlesenen Gang, und Hinzmanns kleine Schwäche, ein alter Mosel bester Lage, war natürlich berücksichtigt worden.

Es konnte nicht fehlen, das Fest mußte verlaufen, wie Leontine es vorbedacht hatte. Wenn die letzte Nummer vorüber war, wenn nach dem Quintett des dritten Aktes Zuhörer und Sänger sich zum rauschenden Beifall für den Komponisten vereinigten, wenn der große Erfolg so gut wie verbrieft war, dann brachte man auf einen Wink der Hausfrau den blühenden Lorbeerbaum herbei, der mit Mühe und Kosten aus einem fürstlichen Treibhause erstanden worden war und im Schlafzimmer bereit stand. Eine innigere Zugehörigkeit zum Komponisten durfte noch nicht gezeigt werden, während des Trauerjahrs nicht und Jakubowskis wegen nicht. Wenn aber die Gäste, welche zu keinem Feste, nur zu einer Musikprobe geladen waren, sich dann bald verließen, wenn Richard mit seinem Vater allein zurückblieb, wurde

endlich unter blühendem Lorbeer ein stilles Verlobnis gefeiert. Schon gestern abend hätte sie den jungen Mann zur Erklärung bringen können, das hatte sie wohl gefühlt. Sie hatte noch ganz andre bezwungen, doch sie selbst wünschte, daß die Verpflichtung erst nach der Probe erfolgte. Wer um die schöne reiche Leontine werben wollte, mußte erst einen Namen haben, und wenn sie den namenlosen Mann noch so sehr geliebt hätte.

Das Diner dauerte nicht lange.

Die Hausfrau versicherte, während man zu Tisch ging, zehnmal nacheinander in immer neuen Wendungen, sie dürfe noch keine Feste geben, es sei heute eine einfache Musikprobe, die Herrschaften müßten vorlieb nehmen.

Und dann wurde in ziemlich rascher Folge eine jener abgeseimten Mahlzeiten von drei Gängen aufgetragen, wie sie der selbige Kommerzienrat in seiner letzten Zeit, als er nur noch für Tafelfreuden Leben zu haben schien, mit seinem Koch erforschen hatte.

Immerhin hatten die Gäste Zeit genug, ihre Stimmung zu heben. Es waren da unter den Künstlern Leute, die an fremden Tischen oder bei sich zu Hause an Lugus gewöhnt waren, andre, die gewöhnlich über die bescheidenste Nahrung nicht hinauskamen, aber fast niemand aus dem aufgeregten Volke war einfach genug, um diese Tafel nicht zu bewundern. Man sprach fast nur vom Essen. Doktor Hinzmann schlürfte langsam und stetig seinen Mosel, 1868er Schwarzhofberger Auslese, Jakubowski, welcher der Frau des Baritons zum Nebhuhukotelett dreimal die Schüssel mit „Austernsauertraut in Champagner“ reichen mußte, schämte sich, daß er hier am Tische saß und spülte sich den Neger und das Champagnertraut mit altem Bordeaux hinunter.

Richard saß neben Leontine. Wohin er auch hörte, vernahm er das Lob der Getränke und der Gerichte. Die Hausfrau selbst redete ihren Nachbarn ausführlich zu den besten Bissen zu. Der Bassbariton, der dafür bekannt war, daß er keine Einladung abschrieb, und der sich darum auf Küchenfreuden verstand, beging eine Taktlosigkeit, als er ausrief: Seit dem Stiftungsfest des Vereins Berliner Gastwirte habe er sich nicht so gut unterhalten.

Beim schwarzen Kaffee und der Cigarre kam Richard mit Doktor Hinzmann und Jakubowski endlich in ein näheres Gespräch. Beide Herren waren lebhaft geworden und sprachen in entschiedener Weise über die Pflicht, das Gute überall anzuerkennen, das Mittelmäßige aus dem Tempel herauszupeitschen. Der junge Komponist wollte seine Zustimmung aussprechen, doch schon forderte die Hausfrau auf, ihr in den Saal zur Aufführung zu folgen. Sie habe die Gäste ja zu keinem Fest geladen, sondern zu einem ersten Kunstgenuß im Sinne des Seligen.

Nur im Zwang der Unterhaltung hatte Richard den Gedanken an Johanna für wenige Minuten verloren. Als er sich jetzt vor dem großen Flügel niedersetzte, um die einzelnen Nummern seiner Oper selbst zu begleiten, da stieg vor seinen Augen unentrinnbar der klagende Brief auf.

„Sie hatte zwar schon einige Stunden des Tages besetzt. . . . Sie wird sich Mühe geben, seine Wohlgeborenen durch Sauberkeit und Schnelligkeit der Abschriften zufrieden zu stellen.“ . . . Solche Blätter, wie sie vor ihm lagen, Abschriften der einzelnen Arien mit Klavierbegleitung, solche Blätter wurden in einer kalten Stube bei mangelhaftem Lichte bis spät nach Mitternacht von hungrigen Menschen gegen geringen Lohn niedergeschrieben, und um solche Arbeit hat Johanna von Habenow, trotzdem sie schon einige Tagesstunden besetzt hatte; aber sie wird sich Mühe geben. Das war ja eine Bitte, eine dringende Bitte, an einen fremden Herrn, an seine Wohlgeborenen.

„Ja, warum fängt er denn nicht an?“ rief plötzlich der Bassbariton so laut, daß es nicht zu überhören war.

Und lächelnd fügte Leontine hinzu:

„Sie sind zerstreut, lieber Richard. Haben Sie Mut, es muß gefallen.“

Richard warf einen raschen Blick umher. Die Gäste hatten sich auf acht Reihen von Stühlen niedergelassen und erwarteten mit teilnehmenden, geröteten Gesichtern, daß die Sache losging. Dicht hinter dem Komponisten, in der ersten Reihe, saßen Doktor Hinzmann und Jakubowski. Neben dem Flügel, den Zuhörern gegenüber, standen die Sänger und die schönen

Sängerinnen beisammen, alle gut gelaunt, alle ein wenig er-
higt. An Richards Seite auf dem zweiten Klavierstuhl saß
Leontine, ganz Bescheidenheit, ganz Dienstleister. Sie beugte
ihre Prachtgestalt bis zum Boden, um zuvorkommend ein
Blatt aufzuheben. Es war ja eine unverdiente Ehre für sie,
daß der Triumphzug eines jungen Genies in ihrem Hause
seinen Anfang nahm.

Richard mußte mit dem Spiel beginnen, wenn er kein
Aufsehen erregen wollte. Es fiel ihm wohl flüchtig ein, daß
sein Vater heute ein Verlöbniß zwischen ihm und der schönen
Hausfrau herbeiführen wollte, er dachte auch daran, daß ihm
noch vor vierundzwanzig Stunden der heutige Erfolg seiner
Oper von großer Wichtigkeit war, aber er konnte diesen Gedanken
nicht lange festhalten. Was war Leontine, was war seine
Oper, so lange Johanna um die Gunst bat, seine Noten für
Lohn abzuschreiben zu dürfen. Er konnte nur willenlos den
Gesang der Künstler begleiten und wurde immer erst durch
das Lächeln Leontines und den Beifall der Gesellschaft daran
erinnert, daß er selbst der Held des Tages war.

(Fortsetzung folgt.)

„Die deutsche Frau.“

Die „deutsche Frau“ ist die Perle aller Frauen, — bitte nicht
zu lachen, meine Herrschaften — es ist thatsächlich so. Die Fülle
ihrer Tugenden ist enorm. Wenn man im täglichen Verkehr auch
wenig davon bemerkt, vorhanden sind sie doch. Man muß die
„deutsche Frau“ nur da belauschen, wo sie ihre herrlichen Gaben
voll entfaltet, dann lernt man sie in ihrer ganzen Glorie kennen.

Haben Sie schon einmal den fogenannten „Sprechsaal“ einer
bürgerlichen Frauenzeitung gelesen? Thun Sie es ja! Er bietet
eine hochinteressante Lektüre. Vor allen Dingen giebt er ein wunder-
bares Spiegelbild der „deutschen Frau“. Hier, wo sie mit ihren
„lieben Mitschwestern“ und „getreuen Mitleserinnen“ Frage und
Antwort tauschen kann, hier zeigt sie sich in vollem Glanz.

„Die deutsche Frau“ ist der Inbegriff als Guten, Erhabenen
und Edlen. Ich konstatiere zunächst nur das eine: sie ist von
einer geradezu verblüffenden Bescheidenheit. Wie jeder wahrhaft
Weiße hat sie vor ihren eignen geistigen Gaben eine nieder-
schmetternd geringe Meinung. Sie traut sich selbst nichts zu, aber
auch gar nichts. Sie wird es niemals riskieren, in irgend einer
Angelegenheit selbständig zu entscheiden. Sie verläßt sich nie auf
ihr eigenes Denkvermögen oder ihre eigne Urteilskraft. Will sie
zum Beispiel ein halbes Duzend Theelöffel versilbern lassen, so trägt
sie dieselben nicht etwa zum nächsten Goldarbeiter, sie fragt erst bei
den „lieben Mitschwestern“ an: „Wo kann ich ein halbes Duzend
Theelöffel versilbern lassen?“

Ungehobene Kopfschmerzen verurteilt der „deutschen Frau“ daher
auch die große Frage, „was soll ich schenken?“ Hat sie zum Ge-
burtstag, zu einer Hochzeit oder zu irgend einer andern Gelegenheit
ein Geschenk zu machen, so wird sie vollständig nervös. Einfältige
Alltagsmenschen meinen vielleicht, „das Auge der Liebe“ müßte am
besten erkennen, was dem zu Beschenkenden Freude macht? Dummer
Wahns! Die „deutsche Frau“ ist nicht so arrogant, sich auf ihr „Auge der
Liebe“ zu verlassen, sie läßt sich lieber von andern belehren und
fragt zuerst im Sprechsaal an: Was kann ich meinem Bräutigam,
Schwager, Vater, Bruder oder Gatten zum Geburtstag schenken?
Im übrigen ist die „deutsche Frau“ auch sparsam, aber sparsam bis
zum Exzeß. Es ist unglücklich, wie sie darauf erpicht ist, auch das
Verlorenste noch zu verwerten. Bevor sie die dreibeinige Hutschke
den Flammen opfert, holt sie sich erst noch im Sprechsaal Rat, ob
ans dem Ding nicht etwa ein Brandmalerei, Sammet, Seide,
Atlas und Spitzen eine altdeutsche Truhe oder ein ähnlicher
Wohnungszimmer herzurichten sei. Sie verwirft nichts. Der älteste
Filschut wird unter ihren Händen zu einem „entzündenden Staubtuch-
halter“, sie sammelt die Cigarettenbänder ihres Mannes und stricht
daraus „hochelegante Shawls“, sie sammelt alle möglichen Wolreste,
knüpft sie zusammen und häkelt aus diesem Kunterbunt von Farben
„schöne“ Bettvorleger.

Ihr Schönheitsempfinden ist überhaupt hoch entwickelt. Sie lebt
und stirbt für die Schönheit. Sie stellt das Geringste in ihren
Dienst. Es genügt ihr nicht, daß die Suppenteller eine Suppenteller ist, sie
beraet mit den andern Leserinnen, wie sich daraus mit Kerb-
schmützereien, Brandmalen und ähnlichen Künsten ein Schlüsselbrett,
ein Garderobenhalter oder sonst was fabrizieren läßt. Sie ver-
wandelt die Rohrreife in eine Blumenampel, macht mit Goldbronze
aus der alten Kohlenliepe eine Edelcoration und fertigt mit Hilfe
von etwas Leim aus Pappe und Reisföruern „reizende“ Silber-
rahmen, Bilderrahmen, die, wenn man sie noch vergoldet, „wirklich
niedlich“ sind.

Liebt „die deutsche Frau“ aber die Schönheit vor allem und an
allem, so will sie natürlich in erster Linie auch selber schön sein.
Sommerprossen verwandelt sie sofort in eine „Liesbetrübte“, raube
Hände machen sie zur „Schattenblume“, in allen Tonarten schießt sie

die Mitschwestern um Rat und Hilfe gegen ihre entsetzlichen Leiden
an. Sie benutzt alle Schönheitsmittel, die es giebt; bei der Auswahl
ihrer Seifen beachtet sie eine größere Vorsicht als die deutsche Re-
gierung, wenn sie chinesische Provinzen „pachten“ will.
Sie nimmt niemals das erste beste, sie erkundigt sich bei den
Leserinnen ganz genau, ob „Byrolin“, „Myrrholin“, „Sittennilch“, „Döring-
oder Glycerinseife“ vorzuziehen sei.

Daneben ist „die deutsche Frau“ auch sitfam; sie müßte keine
„deutsche Frau“ sein, wenn es anders wäre. Gattin oder Mädchen,
stets ist ihr

„vor allem dran gelegen, daß alles wohl sich zieme, was
geschieht.“

Sie läßt sich von keinem Jüngling aus dem Theater nach Hause
begleiten, ohne vorher genau zu erkunden, ob das „auch passend sei“.
Die lieben Mitschwestern müssen ihr raten, ob und wie eine vor-
nehme junge Dame einen schülternen Verehrer ermutigen darf, ob
und wie die besorgte Mutter etwas dazu thun kann, daß sich ihre
Töchter bald verheiraten, oder ob ein anständiges junges Mädchen
hinter Mamas Rücken zum Rendezvous mit einem Studenten gehen
kann. Aufzufallen, ist ihrem sitfamen Gemüt ein Greuel, darum
erforscht sie ganz genau, ob sie mit fünfundsiebzig Jahren noch
Pomphaare tragen kann, ja, sie holt sogar den Rat der Mit-
schwestern ein, wenn sie einen neuen Hut kauft. Kapotte oder runder
Hut, Blumen oder Federn, eine wichtige Frage!

Und die „Mitschwestern“ raten alle. Ja, das ist auch eine
Tugend der „deutschen Frau“; sie nimmt sich mit Wärme derer an,
die irgend einer guten Lehre bedürfen. Wenn sie etwas weiß, hält
sie nicht damit hinter dem Berg, gefällig wie sie ist, läßt sie allen ihre Er-
sahrungen zu Gute kommen. Sie weiß die Unglückliche, die über ihre raube
Haut klagt, daraufhin, daß dagegen ein Theelöffel — Petroleum, früh
morgens nüchtern getrunken — ausgezeichnet sei. Sie rät der „be-
trübten Mutter“, die nicht weiß, womit sie den plötzlich gelähmten
Sohn beschäftigen soll: „Lassen Sie ihn doch strengtzig sünden oder
Charpie zupfen, vielleicht könnte er auch schrißstellern?“ Sie macht
die junge Witwe, der der Arzt eine Radekur verordnet hat und die
im Zweifel ist, ob das Radeln während der Trauerzeit recht passend
sei, darauf aufmerksam, daß sie ja „auf zwei, drei Monate an einen
andern Ort gehen und dort — radeln könnte.“

Ja, sie weiß für alles einen Rat, „die deutsche Frau“, besonders
aber für alles, was ihre Stellung zu den — Untergebenen an-
betrifft. Wenn die eine Mitschwester in Sorge ist, ob der Haus-
lehrer der Kinder wohl an „Herrschaftstisch“ mitessen muß oder
nicht, so weiß die andre sofort: „Gewöhnen Sie dem Herrn das
Lieber nicht an, servieren Sie ihm auf seinem Zimmer, diese Leute
werden sonst zu vertraut mit der Herrschaft.“ Wenn die eine nicht
weiß, wie viel, besser wie wenig Gehalt sie einer Stütze fürs Haus
anbieten kann, so hat die andre schnell eine Auskunft: „Engagieren
Sie doch ein Fräulein mit Familienanschluß, dann brauchen Sie gar
kein Gehalt zu geben.“ Und darüber, was „Familienanschluß“ ist,
verbreitet sie eine zweite: Die Stütze ist mit am Herrschaftstisch,
aber nur so lange kein Vejud da ist. Sie begleitet die Herrschaft
auf kleineren Spaziergängen; zum Theater usw. braucht man sie
natürlich nicht mitzunehmen, auch nicht auf größeren Ausflügen.
Sie kann sich in den Zimmern der Herrschaft aufhalten, hat dieselben
aber zu verlassen, sobald Gäste kommen. Ja, Familienanschluß ist
eine sehr noble Bezahlung.

Aber wir dürfen die edelste Tugend der „deutschen Frau“ nicht
vergessen, ich meine ihre Liebe zur Poesie. Sie zeigt dieselbe nicht
bloß in ihren poetischen Pseudonymen, nicht bloß, wenn sie als
„Beitrag im Thal“ um ein Rezept zum Pflumpudding bittet oder
als „Dufende Nachtwiese“ anfragt, wie man den Stiefeln das
Starren abgewöhnt, sie verrät sie noch mehr in ihrer Begeisterung
für Verse.

„Die deutsche Frau“ lebt und stirbt in Versen. Sie feiert nicht
bloß ihre Feste damit, jedes Geschenk begleitet sie mit Versen, jedes
ihrer Gefühle drückt sie in Versen aus.

Der ganze Sprechsaal ist ein einziger Teufzer:

„Verse, Verse — nennt mir Verse!“

„Wer weiß einen recht innigen Vers, den ich meiner Urohmutter
zum Geburtstag auf einer Ansichtskarte schicken kann?“

„Ich schenke meinem Patentind zu Weihnachten ein halbes
Duzend Windelhöschen, bitte um ein recht niedliches Gedichtchen,
das ich für die junge Mutter beilegen kann.“

„Bitte um einen recht hübschen Vers, mit dem ich meinem
Mann ein halbes Duzend selbstgestrickte Strümpfe überreichen kann.“

„Wer weiß, ein recht stimmungsvolles Gedicht, mit dem ein
glückliches Bräutchen seinem Bräutigam zum Geburtstag gratulieren
kann?“

Verse! Verse! Verse!

Und es werden auch immer Verse angegeben. „Die deutsche
Frau“ — dichtet auch. „Ja, sie dichtet wirklich, und ein neues
Zeichen ihrer Gefälligkeit und Güte, sie bedichtet alles, worüber ein
Gedicht verlangt wird. Windelhöschen und Strickstrümpfe, den Ge-
burtstagswunsch für den Bräutigam, die Ansichtskarte für die Uro-
hmutter, alles kleidet sie in „Poesie“.

Bescheiden, schönheitsdurftig, sparsam, sitfam, gefällig, für die
Poesie begeistert, meine Herrschaften, was verlangen Sie noch? „Die
deutsche Frau“ ist der Inbegriff aller Tugenden, „die deutsche Frau“
ist die Perle der Frauen. —

Photographische Ausstellung.

Im Berliner Künstlerhaus hat der Deutsche Photographenverein eine Ausstellung von Erzeugnissen berufsmäßiger Photographen veranstaltet, die bis Ende September erhalten bleibt und auf der besonders der Fachphotograph manches lernen und viele Anregungen gewinnen kann. Der Amateur wird weniger profitieren. Zur Ausführung der großen, mit allen Mitteln moderner, raffinierter Technik hergestellten Bilder fehlen ihm die Apparate und die Einrichtung; und was den Fortschritt in der künstlerischen Auffassung des auf die photographische Platte zu bannenden Gegenstands betrifft, so ist dieser Fortschritt in erster Linie eben den aus Liebhaberei photographierenden Dilettanten zu danken.

Nicht, daß alle Erzeugnisse unserer so zahlreichen Liebhaberphotographen Kunstwerke wären. Aber selbst in schlechtereuten, überlichteten oder zu blassen Bildern, in Bildern mit fauler Perspektive ist meistens noch etwas zu finden, was man in den Erzeugnissen der Fachphotographen oft vermißt: ungesuchte Natürlichkeit, wirkliches Leben. Der Mangel eines Ateliers nötigte die Amateure, die Leute in ihrer Häuslichkeit aufzusuchen und „abzulichten“, wie man in meiner Heimat mit einem ganz guten deutschen Ausdruck sagt. Dadurch kam Stimmung, Charakter in die Bilder. Die Abzulichtenden wurden nicht mehr in unmögliche Stellungen gebracht, der Kopf wurde nicht mehr in den Halter gespannt, die Kleidung blieb die gewohnte — und das Ergebnis waren Bilder, die oft viel ähnlicher, viel natürlicher, viel charakteristischer und viel künstlerischer waren, als die glatten, nichtsagenden Atelierbilder.

Ebenso und in noch stärkerem Maße sind die Amateure auf dem Gebiet der Landschafts- und Momentphotographie bahnbrechend vorangegangen. Was hätte auch der Fachphotograph für ein großes Interesse gehabt, Bilder zu machen, für die es doch ein laufendes Publikum kaum gab? Höchstens, daß er einmal von einem Baumeister oder einer Fabrik beauftragt wurde, Gebäude oder Fabrikanlagen und dergleichen aufzunehmen, wobei es auf Wiedergabe der Details, aber nicht auf künstlerische, bildmäßige Wirkung abgesehen war. Aber da kam vor kaum zehn Jahren der große Aufschwung der aus Liebhaberei betriebenen Momentphotographie. Mit der billigen Kamera ausgerüstet, zogen die jungen Leute ins Gebirge, an die See, oder auch nur in den Straßen des Städtchens herum. Und wieder ein vorzügliches Resultat! Die jetzt alljährlich millionenfach hergestellten kleinen Landschafts- und Straßenbildchen sind denen, die sie in ihr Album legen, nicht nur eine liebe Erinnerung an Naturgenüsse und frohe Stunden, sondern wir finden hier immer lebende Natur, oft Blätter mit löstlichem Stimmungszauber und selbst wirkliche kleine Kunstwerke.

So sind die Amateure mit ihrer Lichtbildnerei den Fachphotographen anregend vorangegangen. Und wenn die letzteren jetzt folgen, so ist es erklärlich, daß viele mit ihren vollkommeneren Apparaten, mit ihrer größeren technischen Bildung Leistungen herausbringen, die man bei Amateuren vergeblich suchen würde.

Wunderbare Leistungen finden wir besonders in einem Saal, der seinem Zweck nach das Beste zeigen soll, was die photographische Platte gegenwärtig herzugeben vermag. Es ist eine Reihe erster Photographen des In- und Auslandes dazu gewonnen worden, auf einem zugewiesenen, für alle gleichen Namen eine kleine Auswahl ihrer besten Arbeiten aus den letzten zwei bis drei Jahren anzustellen. Die hier zusammengebrachte und außer Wettbewerb stehende Sammlung soll die Leistungsfähigkeit der modernen Photographie unter dem künstlerischen Gesichtspunkte nach den verschiedensten Richtungen in einer Weise zur Anschauung zu bringen, wie es sonst unter den einschränkenden Bedingungen bei Ausstellungen und bei der unvermeidlichen Verzettelung der hervorragenden Leistungen unter allerlei Gleichgültigen und Verwirrendem nicht wohl möglich ist. Und dieser Plan ist vorzüglich gelungen. Sehen wir von den Bildern der Kaiserin ab, die sehr viel photographiert und hier eine Sammlung ihrer meistens auf Reisen entstandenen Momentaufnahmen ausstellt, so finden wir in diesem Eisesaal nur ganz hervorragende Erzeugnisse moderner Photographie, immer interessant und vielfach von wirklich künstlerischer Wirkung.

Hervorgehoben seien nun wenige Namen. Die bedeutendsten scheinen mir E. Gottheil in Königsberg und Dührkoop in Hamburg. Der erstere stellt Strandbilder aus, Vergrößerungen nach Momentaufnahmen, von wunderbarer bildmäßiger Wirkung, in zerfliegenden blauen Tönen. Die Bilder erinnern lebhaft an Delfter Porzellan. Dührkoop ist als Vortragsphotograph vertreten, und zwar folgt er der oben angedeuteten Richtung der Amateure. Er individualisiert, geht zu den Kunden ins Haus, verzichtet fast ganz auf Retouchieren und bringt dabei sehr charakteristische und künstlerisch wirkende Bilder zu stande. Auf ähnlichen Bahnen geht W e i m e r in Darmstadt. Dieser hat überhaupt kein „Atelier“ und fühlt sich so ausschließlich als Künstler, daß er auf jede fremde Hilfe verzichtet und sämtliche Arbeiten, Aufnahme, Entwicklung und Kopieren, eigenhändig verrichtet. Sehr bemerkenswert sind die großen Porträts einiger Münchener Photographen, die den — ebenfalls von Amateuren entwickelten — Gummibrand inkivieren, der zwar mühsam und zeitraubend ist, aber große, künstlerische Leistungen ermöglicht. Eins der besten in dieser Technik ausgeführten Bilder ist das Porträt meines Genossen von Bollmar der Brüder Hügel in München

Von der Kunst zur Industrie! Auch die Photographie ist im starkem Maße industrialisiert. Der Aufschwung der Amateurphotographie hat eine große Nachfrage nach Apparaten geschaffen; diese werden heute in Fabriken gebaut, die Tausende von Arbeitern beschäftigen. Im ganzen beschäftigt die Photographie — Berufsphotographie, Instrumentenbau und photographische Drucktechniken eingeschlossen — heute in Deutschland 25—30 000 Menschen.

In wie starkem Maße auch die eigentliche Ausübung der Photographie industrialisiert ist, dafür nur ein Beispiel. Die Neue photographische Gesellschaft in Steglitz stellt Erzeugnisse ihrer Rotations-Photographie aus. Das Kopieren geschieht hier auf mechanischem Wege, indem das lichtempfindliche „endlose Papier“ unter den elektrisch beleuchteten Negativen hindurch- und gleich im Anschluß daran durch die verwickelten Flüssigkeiten zum Fixieren und Zeitigmachen der Bilder geführt wird. Auf diese Weise werden täglich — 2 Kilometer 60 Centimeter breites lichtempfindliches Papier in Bilder verwandelt. Der Kilometer kostet dem Abnehmer etwa 1000 Mark. Gegenwärtig ist die Fabrik mit der Ausfertigung eines ihr von den Unternehmern der Ober-Ammergauer Passionspiele gewordenen Auftrags in Höhe von 30 000 Mark beschäftigt.

Von besonders künstlerischen Leistungen ist beim photographischen Rotationsdruck natürlich nicht die Rede. Aber er bedeutet doch einen ungeheuren Fortschritt der photographischen Technik. Er ist beispielsweise für Illustrationszwecke sehr geeignet, — wie ja überhaupt die neueren photographischen Vervielfältigungsarten die alten Illustrationstechniken fast zurückgedrängt haben. —

Mag Pfund

Kleines Heuiletton.

— **Tataren oder Tartaren.** Der „Frankf. Blg.“ wird geschrieben: Der alte mongolische Völkernamen, der im Mittelalter das Abendland verschiedentlich in Schrecken setzte, ist mit dem chinesischen Krieg wieder aktuell geworden. Man liest vielfach in den Zeitungen von einer Tartarenstadt in Peking, einer tartarischen Leibwache der Kaiserin, die selbst aus einer tartarischen Dynastie stammen soll, von Tartaren-Generalen usw., während andererseits wieder, oft in denselben Blättern, von Tataren die Rede ist. Was ist nun richtig? Das mongolische Volk, das als „goldene Horde“ unter Dschengis Khan und seinen Nachfolgern bis nach Ungarn und Niederschlesien vordrang und im Osten unseres Erdteils Jahrhunderte lang über große Teile Anstalts herrschte, heißt Tataren, ohne r in der ersten Silbe. Der falschen Bezeichnung Tartaren liegt allem Anschein nach eine phoenicische Verwechslung oder eine Vermischung mit dem ähnlich klingenden griechischen Worte „Tartaros“ zu Grunde. Thatsächlich soll beim Austausch der Tataren in Europa Ludwig der Heilige von Frankreich, dessen Sprachtalent eben nicht besonders groß gewesen zu sein scheint, den Namen des Volkes vom Tartaros abgeleitet und sie als „Höllensöhne“ angesehen haben. Ob daraus die Verfälschung des Namens entstanden ist, wie sie im Französischen und Englischen vorliegt, muß freilich bezweifelt werden. Die Ursache dürfte lediglich auf ein unglückliches Hören des Namens zurückzuführen sein. Das T wird ja auch bei uns in Deutschland, besonders im Norden vielfach sehr ungenau und schlecht ausgesprochen, man spricht es meistens gar nicht als klingend rollendes Zungen-T, sondern entweder ganz vokalisches, beinahe wie A, oder wie ein Dehnungs-H, analog dem Englischen, oder gar nicht. Man spricht also beide Vorkommen in dem in Rede stehenden Worte in zwangloser Unterhaltung fast vollkommen gleich, daher die Verwechslung. Daß aber Tataren die richtige Namensform ist, zeigen geographische Benennungen wie z. B. der Name der von den Tataren gegründeten bulgarischen Stadt Tatar-Bazardschik, Tatar-Gebirge u. a. m. Auch die ehemals in der östreichischen Krone eingeführte pelzverbrannte Tuchart hieß Tatarla. — Der fränkische Bauer weiß von „Tattern“ zu sagen. Sie haben nur ein Auge, mitten auf der Stirn. Ueber sie geht das „Kinderlauge!“ In dem Afrikanerland, wo die wilden Tattern wohnen zc. —

k. **Die Hornsprache im Volksmunde.** Ueber die Worte, die das Volk den Tönen unterlegt, die die Hirten ihren Hörnern entlocken, macht Otto Schütte in der „Zeitschrift für Volkskunde“ eine interessante Mitteilung. Der Kuhhirt in Dentorf bei Braunschweig bläst am Morgen: „Mün leuwe beste Dorthen, lumm, flap diese Nacht bi mit“. In Grosleben bei Helmstedt bläst der Kuhhirt grob und deutlich: „Fule Brut, fule Brut. Wutte valle rut, lat die Fläche rut“. Ebenso selbstbewußt tritt der Schweinehirt in Lamme auf: „Mut, erut, erut, de Eween, de hät erut“. Der Schweinehirt in Weddenstedt bei Braunschweig begründet aber seine Anspöderung in höflicher Weise in folgenden Worten: „Aundorthen, lat de Ewine rut, It mot ja na weg, Dat it ut en Dörpe lumme, Tateratera, tateratera“. —

Litterarisches.

Tranngestalten von Leopold Weber. Leipzig. Eugen Diederichs. — Ein altmodisches oder, wenn man will, ein ganz neu-modisches Buch. Träume und Visionen sind ja augenblicklich höchmodisch. Es giebt Jünglinge, die sich nicht wohl fassen, wenn sie nicht alle Tage den Himmel offen sehen. Es genügt nicht mehr ein wertvolles Gedicht zu schreiben; Offenbarungen müssen es sein. Am liebsten muß mit jedem Gedicht eine neue Litteratur- oder gar Weltperiode beginnen. Unsere Jüngsten sind Propheten,

verkehrten mit überirdischen Erscheinungen wie die Naturalisten mit Kellnerinnen verkehrten, verpuffen Sonne, Mond und Sterne mehrmals die Woche und stehen mit Satan und allen Dämonen der Unterwelt auf dem Dutzfuß. Und warum sollten sie nicht? Der Mensch braucht in der Jugend ein gewisses Quantum Thorheit und die poetischen Thorheiten sind noch lange nicht die schlimmsten. Die Generation, die heute erwachsen ist, war in ihrer Jugend „dekadent“, schwor, daß sie erblich belastet sei, und versuchte die „alternde Kultur“. Die „Jugend von heute“ ist symbolistisch und Schönheitsstrunken. Das eine wie das andre geht vorüber. Die „Dekadenten“ von anno dazumal sind längst behäbige Familienväter. Auch die Symbolisten werden schließlich den Verkehr mit überirdischen Wesen aufgeben und sich nach etwas mehr Menschlichem umsehen. —

Webers „Traumgestalten“ sind kein solches Jugendbuch, kein Ausfluß einer Laune, kein Erzeugnis der Mode. Weber ist ein gerechter Mann und ein echter Dichter. Seine Träume sind kein willkürlich zusammengedachtes Zeug; es sind wirkliche Träume, mit den phantastischen Farben und den mythischen Stimmungen des Traums, Träume, die poetische Realität haben. Hier und da laufen Arbeiten mit unter, die vielleicht für den Dichter, nicht aber für den Leser von Bedeutung sind. Der Gefahr, die jeder Traumdichtung droht, daß sich nämlich Bilder und Ereignisse ins Wesenlose verlieren, ist Weber nicht immer entgangen. Dafür erhebt er sich aber auch an anderen Stellen zu um so größerer Kraft und Bedeutung, so vor allem im „Schloss Peter“, wo die Geschichte eines Mords in phantastischen Farben, aber mit hinreichender Kraft geschildert ist. Unseres Wissens sind es die ersten Poeften, die Weber veröffentlicht. Man darf auf die folgenden gespannt sein. —

Volkstunde.

— Liebeszauber. Im Leipziger Museum befindet sich ein altes Gemälde (flandrische Schule) aus dem 15. Jahrhundert, das die Darstellung eines Liebeszaubers giebt. In der Mitte eines mit einem Kamin und reichlichem Hausgerät versehenen Gemachs steht ein nacktes Mädchen, nur von einem dünnen Schleier mangelhaft bedeckt; neben ihm befindet sich eine Truhe mit geöffnetem Deckel; in derselben, die auf einem Schemel steht, erblickt man ein Herz, wahrscheinlich ein Wachsmodell. In der rechten Hand hält das Mädchen Feuerstein und Schwamm, in der erhobenen Linken einen Stahl, mit dem sie aus dem Feuerstein Funken schlägt; diese letzteren sprühen auf das Herz darunter, während auch von dem Schwamm auf dasselbe Funken fallen. Durch eine im Hintergrund sich öffnende Thür tritt der ersehnte junge Mann in das Gemach. Schon in der Beda findet sich ein Zauberspruch zur Fesselung eines Manns und zur Vertreibung einer glücklichen Nebenbuhlerin, der große Pariser Zauberpapyrus teilt einen eben solchen mit. Die Römer und die Griechen gebrauchten ein Philtrum, das in einem Falle aus Spargel, Krebsschwänzen, Fischleich, Traubenblut und der Zunge des fabelhaften Vogels Iyop zusammengesetzt war. In den Sagen des skandinavischen Nordens suchte man zur Erregung der Liebe die Nimen zu verwenden. Die Lieder von Sigfried und das erste Ornydillied teilen Nimen gegen Verhörung durch fremde Weiber mit. Von Tieren sind Frosch, Fledermaus, Eule, Hahn und Eidechse wichtige Hilfsmittel beim Liebeszauber, von Pflanzen Rosmarin, vierblättriger Klee, Rosenäpfel. Sehr wirksam und erfolgreich ist es nun aber, wenn man entweder von dem Körper des geliebten Wesens etwas zu erlangen vermag, oder wenn man ihm von dem eigenen Körper etwas anbringen kann. Besonders muß man sich von dem begehrten Wesen einige Haare zu verschaffen suchen. Kann man vom Haupte des Mädchens, das zu erobern man wünscht, drei Haare bekommen, so klemme man sie in eine Baunnspalte, so daß sie mit dem Baum verwachsen; auch soll der Dursche des Mädchens, wenn es schläft, dreimal Haare hinten im Nacken abschneiden und sie in der Westentasche tragen, dann ist er ihrer Liebe sicher. —

Hygienisches.

on. Ein einfacher Apparat zur Luftverbesserung ist in der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgeführt worden und hat allseitige Anerkennung der anwesenden Gelehrten gefunden. Sein Erfinder ist Professor Desgrez von der medizinischen Fakultät in Paris. Die Frage der Erneuerung verborbener Luft in großen Sälen, Theatern usw. hat die Hygiene bereits viel beschäftigt. Es ist bekannt, wie viele Apparate zur Ventilation erfunden und auch zur Benutzung gelangt sind, sie litten aber sämtlich an demselben Fehler, ihren Zweck durch Aufwand zu vieler Kräfte und überhaupt durch ein zu umständliches Verfahren zu erreichen. Im Vergleich dazu ist der neue Apparat von großer Einfachheit, seine Wirksamkeit beruht auf einem ganz gewöhnlichen chemischen Vorgang: Natriumperoxyd giebt bei Berührung mit Wasser einen großen Teil seines Sauerstoffs ab, der dazu benutzt werden kann, den durch Atmung in einem geschlossenen Raume verbrauchten Sauerstoff zu ersetzen, während das gleichzeitig in Freiheit gesetzte Natrium sich mit der überschüssigen Kohlensäure der verordneten Luft gemischt verbindet. Durch diesen Vorgang also wird die Luft in zweifacher Weise verbessert, indem ihr der nötige Sauerstoff zugeführt und die giftige Kohlensäure entzogen wird. Desgrez hat zunächst Versuche an Tieren angestellt,

die in einem vollständig verschlossenen Raume gehalten wurden, wo sie ohne eine Vorkehrung zur Lufterneuerung selbstverständlich rasch sterben müssen. Wurde nun in einen solchen Raum der betreffende Apparat hineingefetzt, so blieben die Tiere ohne jede Störung ihres Befindens am Leben. Danach konnte man es wagen, gleiche Versuche auch auf den Menschen auszudehnen, der durch den wirksamen Apparat ebenfalls in einem völlig verschlossenen Raume dauernd mit guter Atemluft versorgt werden konnte. Der Apparat besteht aus einem Verteiler, der in regelmäßigen Abständen etwas Natriumperoxyd in das Wasser fallen läßt, das sich in einem offenen aus Stahlblech hergestellten Gefäß darunter befindet. Ein kleiner Ventilator, der durch einen kleinen Elektromotor betrieben wird und den Luftstrom durch den Apparat hindurch leitet, vervollständigt die wesentlichen Teile des Ganzen. Es ist nur noch nötig, durch einen Kühler die infolge des chemischen Vorgangs etwas erhitzte Luft wieder auf die vorige Temperatur abzukühlen. Von Bedeutung ist auch vor allem der Umstand, daß der ganze Apparat in ein Gehäuse von Aluminium eingeschlossen werden kann, ein geringes Gewicht besitzt und leicht tragbar ist. Bei der Vorführung vor der Pariser Akademie setzte sich der Erfinder des neuen Luftreinigungsvorgangs in eine besonders hergestellte Kammer, die luftdicht verschlossen wurde. Hoffentlich erfüllt der Apparat auch noch die letzten wünschenswerten Bedingungen, so billig zu sein, daß seiner allgemeinen Anwendung in großen Sälen, auch in Bergwerken, für Arbeiten unter Wasser, für Taucher usw. nichts im Wege steht. —

Humoristisches.

— Poesie und Prosa. „... Ach, Emil, die Eltern wollen von unsrer Liebe nichts wissen — da bleibt uns nichts übrig, als vereint zu sterben — stürzen wir uns in den See!“
 „Ja, Teuere, es bleibt uns keine andre Wahl, wir müssen sterben — aber nur heut' nicht; heut' bekom' ich meine Leibspeis: Blut- und Leberwürst!“
 — Bedenkliche Bewegung. „... Ich sage Ihnen, gleich bei meinem ersten Auftreten ist eine Bewegung durch das Publikum gegangen!...“
 „Weiß schon — mit den Füßen!“
 — Ganz einfach. Fremder (der eine Kollertammer besichtigte und noch ganz entsetzt ist): „Hier haben Sie zwei Mark — geben Sie mir die Hälfte heraus!“
 Castellan: „Das kann ich leider nicht... aber ich werd' Sie noch mal rumsühren!“
 („Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Ein neues Drama von Philipp Langmann: „Korporal Stöhr“ wird im Herbst am Wiener Raimund-Theater zur Erstaufführung gelangen. —
 — Das „Deutsche Theater“ bereitet eine „Faust“-Aufführung vor. Wassermann wird den Mephisto spielen. —
 — Einen Cyklus interessanter Vorstellungen bereitet das Hoftheater in Weimar vor. In der neuen Spielzeit soll nämlich ein Cyklus von sieben Lustspielen die Entwicklung der deutschen Komödie im 19. Jahrhundert veranschaulichen. Für diesen sind folgende Stücke in Aussicht genommen: „Die Jäger“ von Jylland, „Die deutschen Kleinstädter“ von Kojebue, „Rosenmüller und Zinke“ von Töpfer, „Bärtliche Verwandte“ von Benedix, „Krisen“ von Bauernfeld, „Spielt nicht mit dem Feuer“ und „Schwert des Damokles“ von Pullig, „Schach dem König“ von Schaufert. —
 — Die Gesellschaft der französischen Bühnendichter und Tonsetzer hat im Betriebsjahr 1899/1900 3 659 387 Fr. an Urhebergebühren eingenommen. Die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft, die 60 Jahre alt geworden sind und deshalb Ruhegeld genießen, beträgt 111. —
 — Die große Berliner Kunstausstellung soll erst Ende September geschlossen werden. —
 — Von der Kunst-Zeitschrift „Pan“ ist das letzte Heft erschienen. Das Blatt hatte zum Schluß gegen 500 Abnehmer. —
 — In Kiel hat sich ein „Verein zur Förderung der Kunst- und Hausweberei in Schleswig-Holstein“ gebildet. Man will nicht nur die eigentliche Web- und Jacquardweberei fördern, sondern auch versuchen, die Aufmerksamkeit der Weberinnen auf die Anfertigung von Kleiderstoffen und Hausstandsgegenständen zu lenken, die vor den mit der Maschine gearbeiteten Stoffen und Gegenständen den Vorzug größerer Dauerhaftigkeit haben. —
 — In der „Fackel“ erzählt Karl Kraus dem Wiener Polizeipräsidenten folgende Schmirre: Vor drei Jahren befanden sich der Fürst Ferdinand von Bulgarien und Milan in Karlsbad. Jedem der beiden war von der österreichischen Polizei ein Detectiv (Geheimpolizist) beigegeben worden. Eines Tages, da die Kur der beiden Herrschaften vom Balkan beendet, und die Abreise festgesetzt war, trafen einander die beiden Detectivs beim Sprudel: „Was hast Du vom Ferdinand bekommen?“ „Hundert Gulden. Und Du vom Milan?“ „Nichts. Froh bin ich, daß er mich nicht angepumpt hat!“ —